

Otto von Freising

Bischof und Geschichtsschreiber

Vor 800 Jahren, am 22. September 1158, ist Bischof Otto von Freising fern seiner Diözese gestorben. Er befand sich auf dem Wege zum Generalkapitel der Zisterzienser nach Cîteaux, mußte aber wegen Erkrankung in Morimund, wo er vor drei Jahrzehnten als Mönch eingetreten war, Halt machen, um dort seine irdischen Tage zu beschließen. In seiner Abteikirche fand er die letzte Ruhestätte. Bis in die jüngste Zeit herein war Otto von Freising eigentlich nur den Geschichtsbeflissenen ein Begriff als Verfasser einer Weltchronik und eines Werkes über die Taten Friedrich Barbarossas; lange hat es gedauert, bis man die Bedeutung dieses tätigen Bischofs, der Geschichte machte, schrieb und deutete, voll erkannte.

Als Diözesanherr nimmt Otto von Freising einen markanten Platz in der langen Reihe ein, die mit Korbinian begann; er machte Freising vollends zu einem zweiten Brennpunkt neben Regensburg, der alten metropolis Bavariae. Kurz nach dem Regierungsantritt König Konrads III., um 1138, wurde der eben in Morimund zum Abt gewählte Otto zum Bischof von Freising erhoben. Seit seinem Amtsantritt ist er die ideale Gestalt eines Reichsbischofs in der seit dem 10. Jahrhundert üblichen Verklammerung: als Seelenhirte seiner Diözese sowie als Reichsfürst und Lehensträger des Königs, — d. h. als Territorialherr und Diener der Kirche. Und er nahm den Doppelinhalt seiner Stellung wahrhaft ernst; stets handelte er aus dem Bewußtsein, daß seine bayerische Diözese ein Teil des großen Reiches sei; er empfand sich hineingestellt in die allgemeine Politik, in das Geistesleben, die religiöse Erneuerung, die auch Bayern stark berührte. Alle andern Belange, be-

sonders die familiärer Art, schob er fast rücksichtslos beiseite. Und hier stand Otto vor überaus delikaten Situationen, zumal sich verwandtschaftliche und politische Interessen keineswegs deckten. So z. B. als Konrad III. 1139 den allzu mächtig gewordenen Welfen Herzog Heinrich den Stolzen absetzte und das bayerische Herzogtum dem Bruder des Freisinger Bischofs, dem Babenberger Leopold IV., nach dessen Tode 1142 dann dem andern Bruder Heinrich Jasomirgott übertrug. Otto war es schmerzlich, daß dadurch Bayern in viele Kriegswirren verstrickt wurde. All das Ungemach, über das er bitter klagt, soll nicht ausführlich geschildert werden; der Satz aber, mit dem er gleich zu Beginn die herzogliche Gewaltausübung Leopolds IV. beschreibt, ist kennzeichnend für seine Haltung: „Und seitdem ist über unser Land viel Unglück hereingebrochen.“ Es muß einen berühren, mit welcher starker Zurückhaltung, ja harter Kritik Otto zu seinen leiblichen Brüdern als Herzogen stand. Sein einziges Ziel war, Garant der Ordnung, Wahrer des Friedens, Mann des Vermittelns und Ausgleichens zu sein; pax und justitia, Friede und Gerechtigkeit, waren die Ordnungsprinzipien seines politischen Denkens, deren Realisierung in seiner Diözese, im Herzogtum und im Reich er anstrebte.

Weil das Erbe, das Otto in der Diözese antrat, nicht allzu erfreulich war, wollte er zuvörderst in melius mutare, zum Bessern wenden. Die unbeirrbare Durchführung der Planungen hat etwas Imponierendes. Gleich in den ersten bischöflichen Jahren begann Otto mit der inneren Aufbauarbeit, die einmal in der innerreligiösen Erneuerung, sodann in einer umfassenden Reorganisation der Klerikerbildung bestand. Systematisch erfüllte er alte Freisinger bischöfliche Eigenklöster mit neuem In-

halt und Ziel, indem er die Augustinerchorherren sowie den noch jungen Orden der Prämonstratenser damit betraute; es seien nur genannt Schäftlarn, Schlehdorf, Schliersee. Wo Reform not tat, griff er ein. Vielleicht war es eine seiner ersten Regierungshandlungen überhaupt, daß er um der klösterlichen Disziplin willen in dem schon von Korbinian errichteten Kloster Weihestephan 1138 Sigmar als neuen Abt einsetzte. Otto selbst gründete 1141 das Prämonstratenserklöster Neustift bei Freising. Daß er seine eigenen Ordensgenossen bei der Neuordnung nicht holte, obwohl er auch als Bischof den Habit des Zisterziensers nicht ablegte, mag auffallen. Wichtiger aber ist, daß es Otto von Anfang an um Intensivierung des religiös-geistigen Lebens seiner Diözese ging, wofür Voraussetzung ein tüchtiger Klerus mit gediegener Ausbildung war. Unter der sorgenden Wachsamkeit ihres Bischofs wurde die Freisinger Domschule, in deren Unterricht Otto die in Paris erworbenen neuen Wissenschaftserkenntnisse und -methoden, besonders den „neuen Aristoteles“, einführte, zu einem geistigen Zentrum ersten Ranges.

Diese Aufbauarbeit vollzog sich freilich nicht in beschaulicher Gemächlichkeit, sondern angesichts vieler Störungen im Innern und Äußern. Dabei ging es keineswegs nur um mehr oder minder belanglose Auseinandersetzungen wegen territorialer Kleinfragen, wenngleich sie Otto bis in die letzten Lebensjahre besorgt machten. So bereiteten ihm die Wittelsbacher, die die Schirmvogtei über die Diözese und damit die Jurisdiktion über die Freisinger Ministerialen ausübten, manchen Ärger. Aber wie auch immer, stets vertrat Otto würdevoll die Autorität des kirchlichen und staatlichen Amtes, – von Freising aus: wie für Korbinian ist es für ihn Heimat geworden, die er nur zu wichtigsten politischen und religiösen Missionen verlassen hat, am längsten während des 2. Kreuzzuges (1147/48), an dem er selbst als Heerführer teilnahm.

Das Leben und Wirken Ottos von

Freising ist um so interessanter, als er nicht nur bewußt die politisch harte Zeit des Machtkampfes der deutschen Fürsten um die Krone miterlebte, sondern auch mitschaffender Vertreter bedeutsamster geistiger Entwicklungen des Abendlandes war. Fällt doch in die erste Hälfte des 12. Jahrhunderts u. a. der Beginn des Denksystems der scholastischen Methode, der deutsche Symbolismus mit seiner visionären Schau des Seins, die Stiftung und erste Blüte neuer Reformorden. Aus diesen geistigen Wurzeln, verbunden mit der praktischen Erfahrung und Lebensklugheit des geistlichen Staatsmannes, ist auf bayerischem Boden ein Geschichtswerk von christlich-universaler Auffassung erwachsen, das Otto von Freising als einen der hervorragendsten Geschichtsschreiber des Mittelalters fortleben läßt.

Er schrieb keine gewöhnliche Chronik, verstand als aneinanderreihende Tatsachenerzählung; ihm ging es um Erklärung des tieferen Sinn-Zusammenhangs der geschichtlichen Entfaltung, um das Aufspüren der im Zeitlichen wirksamen ewigen Gesetze. Aus der schmerzlichen Erkenntnis des Wandels aller irdischen Dinge, wie der politischen Macht, staatlicher Gemeinschaften, – auf der Suche nach letzten, über der mutabilitas rerum (Wandelbarkeit der Dinge) dauerhaften Grundsätzen findet Otto den Schlüssel zum Verständnis des Weltgeschehens in der Schau Augustins von den duae civitates (zwei Gewalten): den beiden, das Dasein tragenden geistig-religiösen Kräften Gut und Böse, die miteinander ringen, bis die Endzeit den Sieg der einen und den Untergang der anderen bringt. – Otto hat diese philosophische Grundvorstellung von historischer Sicht her umgedacht und weiterentwickelt. Auch für ihn ruht das welthistorische Geschehen nicht auf dem Individuum, sondern auf den Gemeinschaften des guten und bösen Prinzips; er baut seine Geschichtsphilosophie auf den hienieden unversöhnbar bleibenden Dualismus von Glaube-Unglaube, Christ-Antichrist, Überwelt-Welt, Frieden-Krieg auf. In-

des verfolgt Otto ein anderes Ziel als Augustinus: was bei dem Theologen mit der flackernden Geistesunruhe des Verteidigen-Müssens zu zerflattern scheint, ist bei dem mittelalterlichen Geschichtsschreiber in eine der historischen Entwicklung gerecht werdende Form gebracht. Während Augustinus eine Apologie schreibt, wobei der Wert der geschichtlichen Tatsachen vornehmlich in ihrer pädagogischen Wirkung liegt, denkt Otto als politisch sehender Historiker, für den die Ereignisse in sich selbst einen Sinn haben: sie dienen der visionären Schau des wahren Imperium christianum.

Otto begreift die civitas Dei (Stadt Gottes) nicht, wie Augustinus, ausschließlich als Idee einer auf Erden nicht zu verwirklichenden Gemeinschaft der nach dem Geist Lebenden; sondern, rückschauend von der Situation des 12. Jahrhunderts, erkennt Otto im gesamten weltgeschichtlichen Ablauf mehr oder minder ausgeprägte Ansätze zu ihrer Verwirklichung, insbesondere im *romanum imperium christianum*, das nach der alten Daniel-Prophetie zuletzt die Römer innehaben sollten, dessen Fortführung Otto aber durch die *translatio imperii* (Übertragung des Reiches) garantiert sieht. Die Tradition der Träger des Imperiums ist seit Konstantin bis auf die Gegenwart nicht abgerissen; die Franken und ihre Nachfolger sind die rechtmäßigen Inhaber des Kaisertums und haben damit die Verantwortung für die neue civitas Dei übernommen.

Mit strenger Folgerichtigkeit geht Otto der *historia de duabus civitatibus* durch die Abfolge der Geschlechter nach, indem er Höhe- und Wendepunkte in den jeweiligen Trägern des Imperiums herauskristallisiert. Die Idee von der civitas Dei scheint für ihn nur verwirklicht werden zu können in der Harmonie der höchsten Gewalten *imperium* und *sacerdotium* als Grundlage der Weltordnung. So wird die Betrachtung der Tragödie des Reichsgedankens im Investiturstreit von Schmerz erfüllt, ja stellenweise von apokalyptischer Wucht.

Dieses Zerbrechen aller politisch-religiösen und sittlichen Ordnungen mußte für Otto das Ende seiner Ideologie bedeuten, wenn nicht gerade zur nämlichen Zeit durch den Kreuzzug und durch die Reform des Ordens- und Weltklerus eine neue Ära der civitas Dei sich ankündigte.

Man hat oft darauf hingewiesen, daß Otto von Freising als Geschichtsschreiber seiner Gegenwart an der Möglichkeit der Verwirklichung seiner civitas-Auffassung verzweifelt sei, daß er sich in das Unvermeidliche ihres Scheiterns mit einem tiefen Pessimismus gefügt habe. Jedoch hat er in seiner Schilderung der vieltausendjährigen Geschichte immer wieder dargetan, daß die civitas Dei selbst in Katastrophenzeiten, wenngleich im Verborgenen, weiterlebt. Wie vor der Geburt Christi *profundissima nox* (tiefstes Dunkel) herrschte bis zur Wiederverstehung einer neuen civitas Dei, wiederholt sich ein solches *medium silentium* (tiefes Schweigen) immer wieder in einem erregenden, geheimen Rhythmus, um zu einem neuen glanzvollen Aufleuchten der civitas Dei in einer anderen Verwirklichung zu führen; so bei der Ablösung der heidnischen Weltstadt durch das *caput ecclesiae* in der glorreichen Märtyrerzeit, so am Ende des antiken Roms und seiner Fortführung im fränkischen Reich, so auch in der tristen Periode von Heinrich IV. bis Konrad III., da das Mönchtum die Idee vor dem Untergang bewahrte. Und im Regierungsantritt Friedrich Barbarossas werden schließlich wieder frühlingshafte Hoffnungen gegeben.

Ottos Pessimismus über den *rotatus mundi*, den Wandel der Welt, über die Vergänglichkeit des unvollkommenen *imperium christianum* wird überstrahlt von einem unbeugsamen Glauben an die Wahr-Werdung des Guten: bewegender Ausdruck echt christlicher Geisteshaltung. Otto ist sich klar über die Gewalt der Idee, die zwar keine unmittelbar faßbare Kraft hat, die aber den großen Zusammenhang von Einst, Heute und Morgen garantiert. Dies deutlich zu machen, war Ottos innerstes Anliegen aus

der Erkenntnis, daß selbst glanzvolle Realpolitik ohne tragende Idee auf die Dauer nicht fruchtbar und von Bestand sein kann.

Johannes Spörl

Dichterbriefe

Die Literaturwissenschaft hatte sich um die Jahrhundertwende zu viel von der Erforschung der persönlichen Lebensumstände eines Dichters für das Verständnis seiner Kunst versprochen. Man sah die Dichtungen zu sehr als Zeugnisse seiner Biographie, als Ergebnis äußerer Einwirkungen und Erlebnisse. Auch das entgegengesetzte Extrem, Dichtung nur in sich zu betrachten, losgelöst von ihrem Urheber, der Gegenschlag der Ästhetik gegen eine naturwissenschaftliche Auffassung, gehört mittlerweile der Vergangenheit an. Einflüsse und Erlebnisse haben ihre Bedeutung. Man darf heute wieder, um die Dichter zu verstehen, in des Dichters Lande gehen.

Zu den gewichtigsten Urkunden für das Verständnis von Dichtungen gehören zweifellos die Briefe¹, wenigstens wenn man „den altmodischen Begriff vom Brief“ für richtig hält, daß aus ihm „die naive Lust des ganz Augenblicklichen“ (IV, 39) spricht. Allerdings

sinkt der Wert eines Briefes, wenn er nicht nur an den Empfänger gerichtet ist, sondern im geheimen schon für die Veröffentlichung vorausgesehen und vorausbedacht ist. Rilke wird man weiterhin zu solchen Briefschreibern rechnen müssen. Er gerade macht aber auch auf eine andere Möglichkeit aufmerksam, die den Zeugniswert eines Briefes mindert. „Gerade in erregten und entscheidenden Fragen darf man sich brieflich nur in gewissen durchschnittlichen Momenten aussprechen, nicht in Extremen, auf die höchstens mündliche Antwort und unmittelbarer Einfluß eingehen kann“ (VIII, 302). Deswegen pflegen auch die Herausgeber von Briefwechseln einzelne Stücke und Äußerungen auszuschließen und zu kürzen, wenn der Inhalt noch zu zeitnah und von Menschen und Ereignissen die Rede ist, die den Mitlebenden verletzen könnten. Hier wird ein größerer Abstand wenigstens im Leser jene Gelassenheit bewahren, die auch im unmutigen Wort den Kern von der Augenblickserregung zu unterscheiden weiß.

Der Brief läßt nicht nur die Person, sondern auch Zeit und geistige Welt seines Schreibers erkennen. Wer eine Reihe von Briefwechseln liest, wird die vielfältigen Strömungen eines Zeitabschnittes lebendig vor sich sehen. Besonders ergiebig ist dies bei den Briefen, die hier vorliegen. Ihre Schreiber lebten in den Jahren vor dem Ausbruch des ersten Weltkrieges und ahnten mehr oder weniger die kommende Katastrophe. Sie waren Zeugen und Handelnde in den Kämpfen von 1914–18, in den unheimlichen Jahren nach dem Frieden von Versailles und der Sintflut des zweiten Krieges. Dem Überzeitlichen zugewandt in ihrer Kunst und doch auch an die Zeit gebunden, durch sie eingegrenzt und ihr verfallen, erscheinen sie als Menschen größerer oder kleinerer Begabung. Der Leser gewinnt ein anschauliches Bild von den Mühen und Nöten der jüngsten Vergangenheit und von dem geistigen Rang der Briefschreiber.

Zunächst stellt man fest, daß sie alle

¹ I. *Hugo Ball*, Briefe 1911–1927 (315 S.) Einsiedeln 1957, Benzinger. DM 16,80. — II. *Knut Hamsun*, Briefe. Eingeleitet und hrsg. von Tore Hamsun (416 S.) München 1957, A. Langen u. G. Müller. DM 19,80. — III. *Frank Thiess*, Das Menschenbild bei Knut Hamsun. (41 Seiten) München 1956, A. Langen und G. Müller. DM 4,80. — IV. *Hugo von Hofmannsthal* und *Rudolf Borchardt*, Briefwechsel. (340 S.) Frankfurt/Main 1954, S. Fischer. DM 13,50. — V. *Hugo von Hofmannsthal* und *Carl C. Burckhardt*, Briefwechsel. (340 S.) Frankfurt/Main 1956, S. Fischer. DM 6,80. — VI. *Josef Hofmiller*, Ausgewählte Briefe, hrsg. v. Hulda Hofmiller. (351 S.) Memmingen 1955, M. Dietrich. DM 13,80. — VII. *Franz Kafka*, Briefe an Milena. (287 Seiten) Frankfurt/Main 1952, S. Fischer. DM 15,—. — VIII. *Rainer Maria Rilke* et *Merline*, Correspondence 1920–1926. (614 Seiten) Zürich 1954, Niehaus. — IX. *Josef Weinheber*, Sämtliche Werke, Bd. 5, Briefe. (670 S.) Salzburg 1956, O. Müller. DM 17,50.